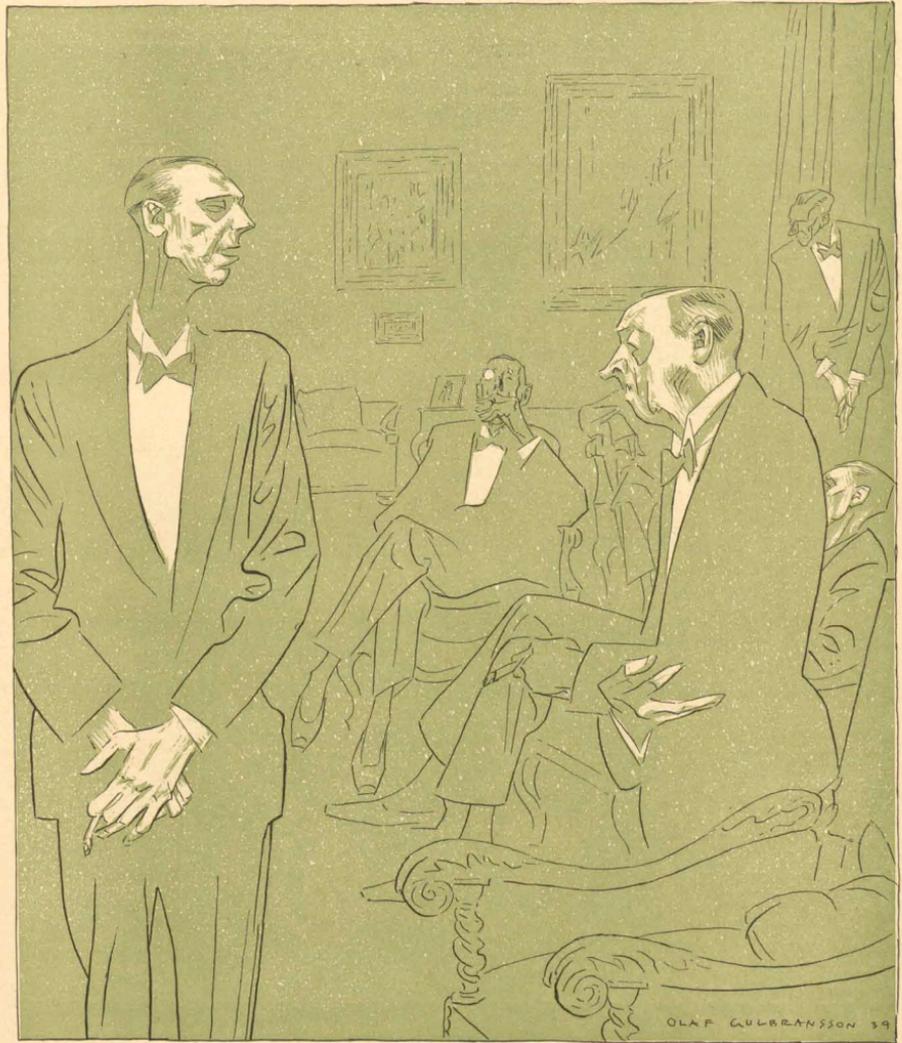


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Hysterie in England

(O. Gulbransson)



„Und wo bleibt denn heute die Dame des Hauses, unsere reizende Gastgeberin?“
„Sie läßt sich entschuldigen, sie sitzt auf dem Dach und übt am Flakgeschütz!“

DAS AQUARIUM

Von Walter Foitzick

Mit den Goldfischen fing es vor Jahren an. Diese lebten, wenn ich mir diesen wohlwollenden Ausdruck gestatten darf, in einer Glaskugel und freuten sich bestimmt darüber, daß wir außerhalb des Glases waren. Vielleicht glaubten sie auch, daß nicht wir sie hielten, sondern sie uns, so wie sich Ameisen gewisse Läuse halten, um sich an ihrem süßen Seim zu erfreuen. Doch darüber bin ich nicht genau orientiert.

Dann habe ich mich lange Jahre des Aquariums enthalten, weil es als Umzugsgut durchaus nicht geeignet ist. Fische sind nur in gefrorenem Zustand leicht transportabel und ich besaß keinen Kühlwagen.

Vor einiger Zeit entrang sich mir wieder der Schrei: „Ein Aquarium muß her!“ Dieser Schrei verhallte nicht ungehört und eines Tages stand so ein gläsernes Gefäß auf meinem Arbeitstisch. Als gewissenhafter, akademisch gebildeter Mensch studierte ich erst einmal die einschlägige Fachliteratur, aus der ich ersah, daß ich ein biologisches Aquarium haben wollte. Ein biologisches Aquarium ist eines, das sozusagen ganz für sich lebt, ein kleiner Naturausschnitt, in dem sich der Fisch so wohl wie der Fisch im Wasser fühlt.

Hei, jetzt ging ein Einrichten los, mit Torfede und Flußsand, dreimal gewaschenem Flußsand, und allerlei Anpflanzungen! Ich stellte geradezu einen englischen Park unter Wasser her und ließ sich ihn einleben. Als ich der Meinung war, daß

er sich genügend eingelebt hatte, besiedelte ich ihn vom Blatt weg mit allerlei Getier, Fischen und Schnecken. Oh, ich hatte noch große Pläne. Die Pflanzen wuchsen und bildeten ein undurchdringliches Dickicht, genau so wie ich es mir am Amazonas denke. Die Fische schwammen und die Schnecken fraßen vorschriftsmäßig von den Algen, die sich ohne mein Zutun bildeten. Die Algen, müssen Sie wissen, sind das Grüne, was

die Scheiben undurchsichtig macht. Diese haben die Schnecken gemäß Anleitung abzuweiden. Meine Schnecken wuchsen anscheinend davon nicht genau unterrichtet, denn sie schafften es nicht. Man hätte ihnen ein appetitanregendes Mittel geben müssen, aber von einem solchen war in meiner Fachliteratur nicht die Rede.

Ich kann Ihnen sagen, so ein Aquarium bietet immer wieder Überraschungen. Wenn die Fische neben dem ihnen von mir gereichten Futter Appetit auf was Lebendiges hatten, gebaren sie einfach Junge und fraßen sie dann auf. So praktisch ist die Natur. Ich finde, in meinem Aquarium geht es überhaupt zu wie in den größeren Naturausschnitten, in denen sich nur der Starke durchkämpft.

Die Schwachen versagten und ich rief den andern zu: „Leben ist Kampf!“ Ich muß schon sagen, ich habe meine Fische an den Kampf ums Dasein gewöhnt. Nur keine Verweichelungen!

Nicht alle haben die spartanische Erziehung ausgehalten. Man ahnt gar nicht, wie lebensstüchtig einer in so einem biologischen Aquarium wird, wenn es genau den natürlichen Bedingungen entspricht. Die Natur ist nicht sentimental. Als Vertreter der Natur durfte auch ich nicht sentimental sein.

Was ein richtiger Aquariumfisch ist, muß einen ordentlichen Puff vertragen können. Ich sage Ihnen, die Fische, die übriggeblieben sind, gehen mit mir jetzt durch dick und dünn. Ich hoffe, daß sie durch unser Zusammenleben eingesehen haben, daß auch ich, ihr Betreuer, in einem biologischen richtigen Naturausschnitt lebe.

Einer schönen Seele

Von Rataösöfr

Du bist zu zart besaitet,
mein gutes Kind.
Was ändern rasch entgleitet,
das macht dich tränenblind.

Wenn andre sich versteifen,
dann wirfst du mürr.
Du kannst das nicht begreifen:
friß, Vogel, oder stirb!

Zum Kampf mit dem Geßchick
tun Verrden not,
so dick wie Bahenstricke
und zach wie Knäckebrot.

Der Hinauswurf

(Fr. Bilek)

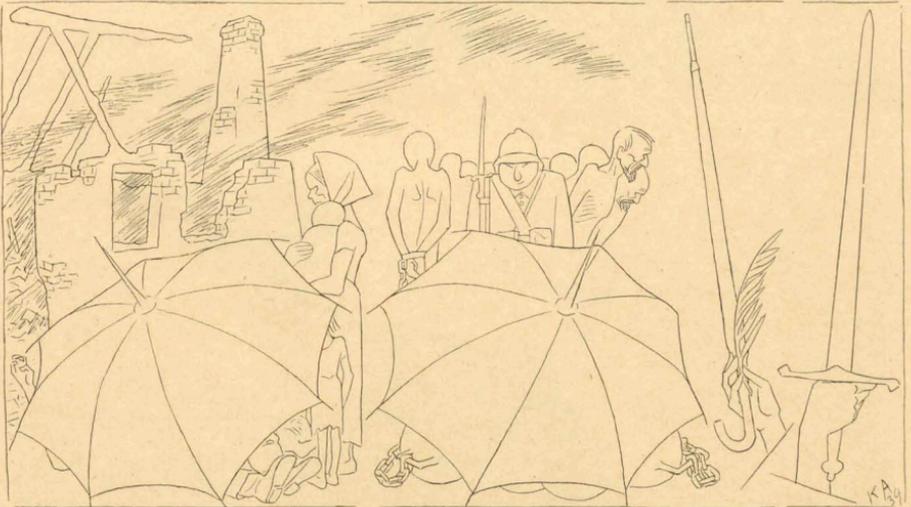


Miss Britannias Schirmherrschaft

(Karl Arnold)



Miss Britannia, die alte Gouvernante, hat sich das Weltmoralmonopol angeeignet. Ihre humane Tätigkeit gab ihr auch das Recht dazu. — Zum Beispiel beschützte sie Indien, nahm auch die Irländer in ihren Schutz,



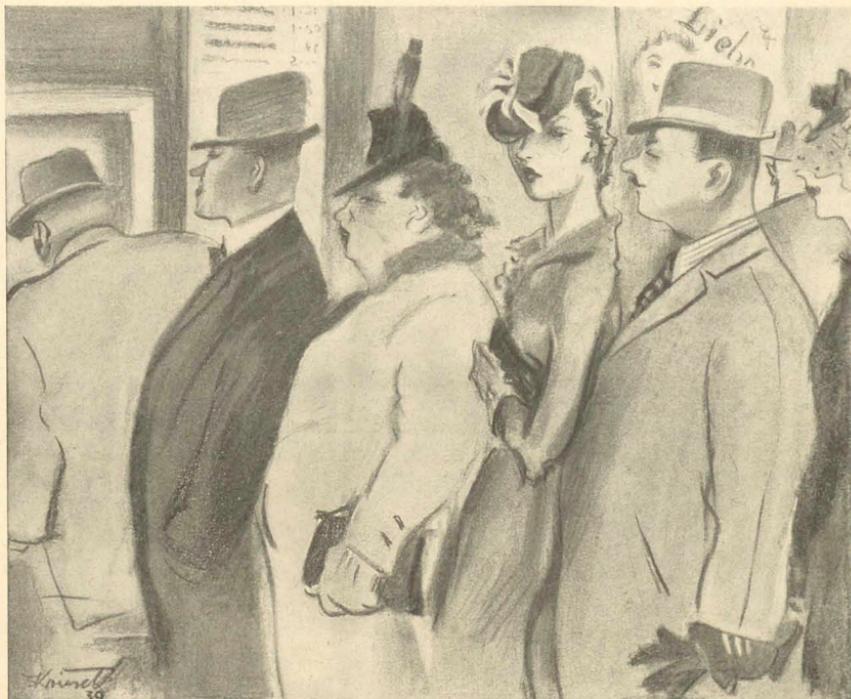
räumte in Süd-Afrika auf und half den Buren, schaffte Ordnung in Kanada, Ägypten, Palästina und in vielen anderen Teilen der Welt. — In München tauchte Britannias Schirm zu aller Freude mit neuer Friedensbeigabe auf, aber es war eine Täuschung, denn in London hat sich dann die Form des Friedensschirmes leider etwas geändert.

Kronzeuge Marschall Haig

(E. Thöny)



„So, Sie wollen sich bei uns anwerben lassen, Mister Winston Churchill? Tja, ich lese da gerade in dem Buch Ihres Freundes Duff, Haig habe mal gesagt, er wolle Sie nicht in seiner Schwadron haben!“



„Interessieren Sie sich auch für Liebesgeschichten im Film, Fräulein?“

„Das könnte Ihnen so passen! Ich geh' nur rein wegen dem Beifilm ‚Flundern unter sich!‘“

Was ist ein Schriftsteller?

Von Edmund Bickel

Was ein Bäcker ist oder ein Hausbesitzer, weiß man, aber was man unter einem Schriftsteller versteht, ist fast genau so unklar, als wenn Sie Ihre Bekannten fragen: „Was ist ein Jumbo?“. Vielfach wird auch ein Schriftsteller mit einem Bittsteller verwechselt, so etwa wie Konservatoristen mit Erzeugern von haltbar gemachten Lebensmitteln oder Wassermädchen mit Kellnerinnen. Einen Ober hält dagegen kein Mensch für einen Pikkolo.

Früher hätte Jeder bessere Schriftsteller einen Bubikopf und Schulden. Aus Selbsterhaltungstrieb nannten sie sich dann Dichter. Heute ist das einfacher. Sobald man etwas schreibt, was manchmal gedruckt wird, sinkt man selbsttätig in den Augen seiner Mitmenschheit zum Schriftsteller herab. Geht es trotzdem gut, dann gründet man einen Verein, liest es diesem vor, und dann

steigt man zum Dichter auf, auch wenn es sich nicht telmt.

Eigentlich ist es ganz einfach: Man setzt oder legt sich hin, denkt nach oder auch nicht, schreibt es mit einer Zelle Abstand auf, und wartet, bis man das Geld dafür bekommt. Dieses heißt Honorar, wofür es leider keinen Ersatz in Form eines deutschen Wortes gibt. Das Honorar kann man auch weglassen. Die Hauptsache ist das rar, das immer mit kleinen Buchstaben geschrieben wird.

Wie auch bei der Waschfrau, ist es beim Schriftsteller: Es kommt auf das Wie an. Sauber muß es sein und billig. Sonst lassen die Schriftleiter anderswo waschen. Es sind ja auch nur Menschen, manchmal nur hochgekommene Schriftsteller. Manchmal kommen die Schriftleiter erst ins Büro, wenn an dem betreffenden Tag schon alle leider angebotenen Manuskripte mit dem Ausdruck tiefster Zerknirschung abgelehnt sind. Das sieht man ihnen aber kaum an, weder den Schriftleitern noch den Manuskripten.

Ganz schwierig ist, was man wem schicken soll. Der „Simplicissimus“ will z. B. ganz etwas anderes haben, als die „Zeitschrift für weibliche Po-saunenbläser und verwandte Berufe“. Es wird einem ganz schrecklich übel genommen, wenn man das verwechselt. Dabei wäre es oft viel netter, wenn sie gelegentlich tauschen würden, auch für den Schriftsteller. Diese Zellen würden beispielsweise im „Zentralblatt für Heilgymnastik“ eine Sensation bedeuten, während sie hier wahrscheinlich kaum auffallen.

Damit ist aber die Frage, was ein Schriftsteller ist, genau so wenig gelöst wie die nach dem Jumbo. Da es weder versprochen noch beabsichtigt war, kann das auch ruhig unterbleiben. Wer es unbedingt wissen will, sehe im Konversationslexikon nach. „Jumbo“ steht aber nicht darin. Das ist einer der wenigen Unterschiede zwischen einem Schriftsteller und einem Jumbo im Licht der öffentlichen Meinung. Gescheiter wird man aber auch vom Lexikon nicht. Die Hauptsache ist, daß sie dem Schriftleiter gefallen.

HÜBSCHES MÄDCHEN IM MAI

VON HANS BETHGE

Paris. Ein Donnerstag im Mai, kurz nach Tisch. Ich saß auf der Terrasse des Café Clôserie des Iilas im Quartier Latin, gegenüber dem Tanzlokal von Bullier. Ein holder Frühlingstag, sonnig und warm; die Mädchen, die vorbeigingen, trugen hochrote Pflöhen auf der Brust und lächelten, Frauen schoben zweirädrige Karren mit dem buntesten Blumenallerlei durch die Straßen und prüften es an, zwanzig Centimes das Bündel — ein strahlender Tag.

Ich saß auf der schmalen Bank an der Hauswand der Clôserie des Iilas und trank eine Tasse Kaffee. Neben mir saß ein Mädchen mit hellrotem Haar und getuschelt Augenbrauen, ein schlankes Geschöpf in weißem Frühlingskleid, offenbar eine Grisetee. Sie las in der Zeitung, nun legte sie das Blatt beiseite und sagte, indem sie das Auge leicht erhob: „Das ist ja alles Unsinn.“ Sie wollte offenbar ein Gespräch beginnen.

„Wieso Unsinn?“ fragte ich.
„Die Zeitungen lügen, man sollte sie gar nicht lesen. Übrigens sind heute Rennen in Longchamp, fahren Sie hinaus?“

„Ein guter Gedanke — der Tag ist herrlich.“
„Ich gewinne auf allen Rennen, ich habe gute Verbindungen“, sagte sie, „wenn Sie wollen, fahren wir zusammen.“

„Gut“, sagte ich, „ich habe nichts vor, also fahren wir.“
Wir schlenderten plaudernd den Boulevard Montparnasse hinunter bis zur Rue Yavin, dort stiegen wir in den Métro.

Sie hieß Yvonne, hatte keine Eltern mehr und wohnte oben auf der Höhe von Montmartre. Früher sei sie Schneiderin gewesen, sagte sie, jetzt sei sie Modell in des Ateliers der Maler, — das sagen sie freilich alle. Als wir bei der Porte Maillot den Métro verließen und wieder ins Tageslicht traten, sahen wir das bunte Getriebe zahlreicher schnell fahrender Droschken und Kremser um uns her. Sie hatten alle das gleiche Ziel: Longchamp. Wir sprangen auf einen buntabgewinkelten Kremser, der noch einige freie Plätze zeigte, gerieten in eine lustig zwitschernde Gesellschaft und fuhen so durchs Bois, gut geleitet und erwartungsvoll, während der Kutscher eigenmächtig schmalzende Laute ausstieß und die lange Peitsche knallend durch die sonnige Luft über die Gänge schwang.

Vereinzelte lila Akazien blühten schon im Bois, auf den Bänken saßen die drallen bretonischen Ammen mit ihren Kleinen, aus dem Zoologischen Garten brüllten die Raubtiere herüber, wild und hemmungslos.

Im Longchamp war großes Treiben. Schöne Frauen der Gesellschaft wiegen sich in kostbaren Frühlingstouletten, sie tragen sie wie Königinnen, Kurtsianen suchten mit ihnen zu wetteifern, Kavaliere streiften hin und her, mit blanken Zylindern, die man damals auf amerikanische Art in den Nacken zurückgeschoben trug, mit hellen Gamaschen und Ferngläsern, die ihnen an gelben Lederriemen über den Schultern hingen — ein frohbewegtes, weltstädtisches Bild, wie es so schön und von so selbigem Glanz umflossen nur in Paris zu treffen ist.

Yvonne ging sogleich zum Totalisator und kam dort ins Gespräch mit einigen jungen Leuten, die glattrasierte Gesichter hatten und Anzüge nach englischem Schnitt trugen, offenbar Trainer oder Stallburshen. Sie unterhielt sich, lachte mit ihnen, kam dann wieder zu mir und sagte: „Jetzt weiß ich, welche Pferde ich zu wetten habe.“ Ich gab ihr Geld und sie setzte.

Die Glocke ertönte, alles schwärmte auf die Tribünen, die Pferde mit in grellfarbige Seidenblusen gekleideten Jockeys auf dem Rücken begaben sich tänzelnd zum Start, und nun begann das Rennen, jenes reizvolle Bild der über-

die Rasenfläche im Sonnenlicht dahinjagenden Pferde, kleine, interessierte Rufe im Publikum wurden laut, und schließlich kam die große Erregung über die Menge, als die Pferde mit weitgestreckten Beinen das Finish liefen. Yvonne klatschte in die Hände, ihr Favorit hatte gesiegt.

„Gewonnen!“, sagte sie lechzend, „siehst du, ich habe es gesagt, ich habe Glück bei den Pferden.“ — Nur bei den Männern habe ich keins, zu meinem Schmerz“, fügte sie mit komischer Ironie hinzu.

Die Menge strömte zu den Kassen, Yvonne unterhielt sich wieder mit den glattrasierten jungen Leuten in den englischen Anzügen, dann begann das Spiel von neuem, und so ging es den ganzen leuchtenden Frühlingsnachmittag. Drüben stand die Parkwand des Bois in smaragdnen Malgrün, blühende Kastanien schimmerten federweiß herüber, und eine Zeitlang kreiste ein Flieger in kecken Kurven über der Rennbahn.

Bei Schluß der Rennen hatte Yvonne ein hübsches Geld gewonnen, sie zeigte es mir triumphierend in ihrem Lederbüchlein und sagte:

„Jetzt trinken wir Tee im Bois. — Ich lade dich ein.“

Wir sahen noch zu, wie die Menge sich draußen zerstreute, elegante Frauen, den Schimmer des Frühlings auf den Lippen, stiegen mit ihren Begleitern in rotlackierte Malcoaches und fedemde Victorias, die breitere Menge nahm wieder die Kremser und Droschken in Beschlag, viele gingen zu Fuß, auch Yvonne und ich gesellten uns zu diesen, wir schlenderten gemächlich ins Bois hinüber, kamen durch einen bezaubernden schmalen Gang, der ganz von blühendem Goldregen überwölkt war, und nun lag ein von gepflegten Blumenbeeten umgebener Restaurationspavillon vor uns, das Pré catalan, hinter dessen großen Glas-scheiben die elegante Welt Tee trank, lachte und flütelte. Wir schritten hinein, die Stimmen schwirrten wie Bienengesumme durcheinander, es war fast alles besetzt, schließlich fanden wir noch ein

leeres Tischchen; Yvonne bestellte Tee und Kuchen. Eine diskrete, fast orientalische wirkende Musik erklang, in einer Ecke wurde getanzt, schmale Frauen mit einem weichen, biegsamen Schwung der Hüften, anzusehen wie exotische Vögel, und modisch gekleidete, in ihrer Ausdruckslosigkeit sich merkwürdig ähnlich sehende Herren, die neben der rässigen Eleganz der Frauen nur wenig in die Erscheinung traten.

Yvonne rauchte Zigaretten und führte den Tee mit gutem Anstand zum Munde, sie bekam Lust zu tanzen, und wir drehten uns ein paarmal in dem kleinen Kreis, sie tanzte leicht und gefällig, mit etwas geneigtem Kopf, sie lag elastisch und sicher in meinem Arm, mit einer hübschen, lebenswürdigen Geste. Ich begann sie im stillen lieb zu gewinnen, — ein reizendes leichtbeschwichtiges, ganz pariserisches Ding, mußte ich denken, es war ein gescheiter Gedanke von ihr, daß sie in der Clôserie des Iilas das Gespräch mit mir herbeigeführt hatte.

Es begann zu dämmern. Der Pavillon leerte sich; Yvonne und ich wanderten Arm in Arm durch den Park, in dem die lauen Düfte der Fliederbüsche trieben, wir kamen an den großen See, ließen uns auf einer der Bänke hin, die an seinem Ufer stehen, und sahen den Schwänen zu, die steif und hochmütig in dem schneeligen Glanz ihres Gefieders über die dunkelgrüne Fläche zogen. Ich legte den Arm um Yvones Schultern, sie waren voll und warm, sie lehnte sich ein wenig an mich, plauderte frisch und unbefangen in die duftige Dämmerung, und es war etwas Hingebendes in ihrer Stimme, das ich zu lieben begann.

Nachher, als die Dunkelheit hereinbrach, bestellte wir das Oberdeck eines Omnibus und fuhren nach Montmartre, wo Yvonne wohnte und wo sie, wie ich wohl merkte, jeden Winkel kannte, jede Bar, jede Chansonne, jeden Tanzsaal. Von Montmartre, seinen Künstlern, Cafés und populären Sängern sprach sie überhaupt am liebsten,

Die Fenster auf

(Toni Bichi)



„Merken Sie, wie 's nach Frühling riecht, Herr Nachbar?“

„Ich weiß net, ich hab g'meint, es ist Ihr Schellfisch!“

sie war dort oben geboren, es war ihre Heimat, die sie liebte und die sie um nichts hätte preisgeben mögen.

Wir fuhren durch die flimmernde Stadt. Tausende von Wagen rollten unablässig an uns vorüber, man fragte sich, woher sie alle kamen, einmal gerieten wir ins Gedränge, die Kutscher schimpften wild aufeinander los, dann löste sich der Knäuel wieder, wir kreuzten die großen, lichtüberfluteten Boulevards, wo sich die Menschen und Fuhrwerke zu Dämmen stauten und die neuesten Abendblätter von aufgeregt laufenden Camelots ausgescriben wurden, dann führten die Straßen bergan, und schließlich hielten wir auf der Place Blanche, dem belebten Zentrum von Montmartre, wo die Cafés im Glanz der Lichter strahlten und sich der gespenstische Umföhr der roten Mühle, des alten Wahrzeichens dieser Gegend, wie ein Phantom in die verschwommene Abendluft hob.

Yvonne wollte bei Peré Antoine zu Abend essen. Die Wirtshaft liegt ziemlich hoch, es ist ein kleiner, abgelegener Platz, mit einigen Bäumen bestanden. Unter den Bäumen waren Tische gedeckt, primitive Windlichter flackerten darauf, und eine für dieses Viertel typische Gesellschaft saß herum, aß, plauderte und lachte. Da waren Künstler der Bohème in Sammeljackets, manche trugen das Haar in langen Locken, manche hatten phantastische Barretts auf dem Haupt und älterliche Pelierinnenmäntel, wie sie kein Mensch mehr trug, über die Schulter geworfen. Sie saßen mit ihren Freundinnen da, mit Grisseten und Modellen, manche saßen auch abselbst, rauchten aus Tonpfeifen und waren in erregte Unterhaltungen über die Dinge der Kunst vertieft. Ferner sah man einzelne Bürger mit ihren dicken Frauen, die sich hier einmal ein Abendessen im Freien leisteten, und ein einzigen Tischern ziemlich zweifelhafte, aber malerische, Absinth trinkende Gestalten, rote Tücher um den Hals geschlungen, verwegene blickende Aepstern.

Yvonne schmauste mit Behagen, zum Schluß nahmen wir Erdbeeren mit süßer Sahne, sie ließ die Beeren voll genießerischer Lust auf der Zunge zergehen und richtete dabei die Augen mit der Komik eines Gastenjungens zum Himmel. Ein älterer Mann, blond und hager, trat mit einer Geige in den Bereich der Tische, um eine Straßensängerin mit hochgetürmter Haartracht, aus der melancholisch eine halb verwelkte Rose grüßte, sang zu der Geige die neuesten Gassenhauer, ziemlich frech und nicht besonders melodisch.

„Es ist Blanche“, sagte Yvonne, „der Alte ist ihr Vater, die Mütter ist im Irrenhaus. Auch Blanche spricht mitunter schon wirres Zeug, sie findet keinen Galiebten mehr, weil sie so närrisch ist, darüber kommt sie mitunter in Wut, dann schlägt sie nach ihrem Vater, sie wird wohl auch im Irrenhaus enden.“

Wir lauschten auf die Lieder der armenigen Blanche, rauchten einige Zigaretten, Yvonne spielte träumerisch mit der zerknüllten Seidenpapierserviette, und ich sagte: „Es war ein schöner Tag, Yvonne, Was machen wir jetzt?“ „Jetzt gehen wir zu mir und trinken Tee“, erwiderte sie und legte ihre Hand schmeichelnd auf meine „du müßt doch sehen, wo ich wohne, — ganz oben, in einem kleinen Atelier, einsam, aber vornehm wie eine Prinzessin, mit dem Blick über die zahllosen flimmernden Lichter der Stadt.“ „Gut“, sagte ich lachend, — „trinken wir Tee bei Prinzessin Yvonne. Gehen wir.“

Wir schritten durch ein paar Straßen mit uralten Häusern, dann gerieten wir in eine schlecht beleuchtete Gegend, wo man keinen Menschen mehr sah und nur noch Baracken und einzelne verrohloste Ateliergebäude standen, aus Holz und mit Dachpappe gedeckt, schließlich kam eine lange, graue Mauer, an der wir entlang gingen, ein Ende vor uns brannte endlich wieder eine Laterne. Als wir in den Lichtkreis der Laterne kamen, trat aus dem Dunkel ein Mann hervor, groß, ein Tuch um den Hals geschlungen, mit weiten Velourhosen, ein Apache. „Geben Sie Ihr Geld“, sagte er, indem er mir den Weg vertrat. „Mein Geld?“ fragte ich zögernd. „Schnell“, entgegnete er, „ich habe einen Schlagring bei mir.“

Er hieb mit der rechten Hand gegen die Mauer, daß es krachte und der Mörtel niederstürzte. Es schien ein sehr wirkungsvolles Instrument zu sein. Ich griff in die Brusttasche, holte das Portemonnaie heraus und gab es ihm. „Bitter“, sagte ich, „es ist das beste, was ich tun kann.“

„Ihre Uhr“, sagte er kurz. Ich knöpfte die Uhr von der Weste los und reichte sie ihm. Jetzt flüsterte ihm Yvonne, die in seinen Rücken getreten war, etwas zu, ich konnte es nicht verstehen.

„Sie haben noch ein Portemonnaie in der Tasche“, sprach er nun, „geben Sie her.“ Ich holte es hervor, reichte es ihm und sagte: „Hier. Wünschen Sie noch etwas?“

„Nein“, meinte er lächelnd, — „es ist genug, Sie können nach Hause gehen. Gute Nacht, mein Herr.“

Er grüßte, indem er die Finger flüchtig an eine Mütze legte.

Yvonne winkte mir kameradschaftlich zu, mit erhobener Hand. Dann hängte sie sich in den Arm ihres Freundes und entschwand mit ihm in der Finsternis. Ich stand und sah ihnen nach, verwirrt durch den unerwarteten Ausgang meines Erlebnisses. Welch gefährliche Spitzbübchen, meine reizende kleine Yvonne! Sie war offenbar die Sklavin dieses verbrecherischen Menschen, und ich gestehe, ich begreif es gut, daß sie seine Sklavin war und daß sie mich seinetwegen verliert. Er war ein Apache von glänzender Haltung und hatte die Gelassenheit eines Gentieman. Er war herrlich in seiner Ruhe und Sachlichkeit, seine Sprache war bestimmt und kühn, er hatte das Gesicht eines Adlers. Er war der schönste Apache, den ich je gesehen habe.



**FETTIGE Haut
oder TROCKENE
Haut? Das
MÜSSEN Sie wissen!**

**ZU WELCHER HAUTGRUPPE
GEHÖREN SIE?**

Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hautgruppen gibt: den Typ der fettigen Haut und den Typ der trockenen Haut. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

Männer der GRUPPE A, also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifenhaltige Rasiercreme.

Für sie ist unsere hervorragende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen. Sie ist mild, hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlichsten Haut kein Brennen und Spannen. Das beste, schnellste und schönste Rasiermittel, das wir für diese Hautgruppe herstellen können.

Männer der GRUPPE B dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Haar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hautfett schon und die Tätigkeit der Hauttalgdrüsen unterstützt.

Männer der Gruppe B — Ihnen bringen wir ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserem speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinell, rasch und sauber. Eine Rasiercreme, die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihrer Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtsercreme.

**FÜR FETTIGE HAUT
KALODERMA
RASIERCREME
TUBEN RM -45 U. 1.-**

**FÜR TROCKENE HAUT
KALODERMA
EURASIT
TUBEN RM -45 U. 1.-**



Nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche für Sie die geeignete ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probekästchen mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

— — — G U T S C H E I N — — —

Senden Sie mir gratis eine Probepackung, enthaltend je eine Probetube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit, und ausführlichen Prospekt mit Gebrauchsanweisung. 8 Pf. für Versandspesen lege ich in Briefmarken bei.

NAME:

ANSCHRIFT:

Bitte ausschneiden und einsenden an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Abt. 1/17. Dieser Gutschein behält seine Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 31. 12. 39.

Zu leicht befunden

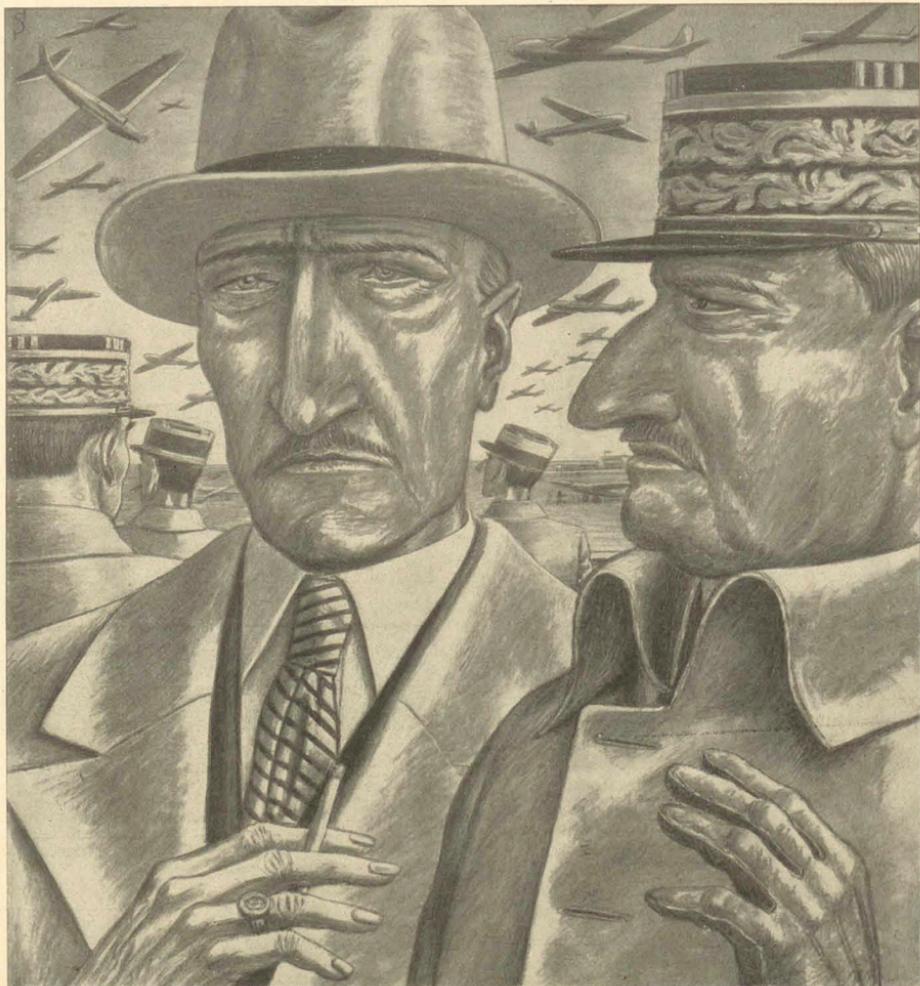
*Kommt ein Vogel geflogen,
ein Zitronenfalter
im Greisenalter
von ungelogen
zweiundsechzig Tagen.*

*Kommt ein Vogel geflogen,
setzt sich nieder auf mein Hand
und begunt zu klagen:
es sei ihm genant,
aber er sei falsch benannt.*

*Zweifelsohne sei sein Wille der beste,
abr eine Zitrone,
selbst eine ausgepreifte,
sei er zu seiner Schande
zu jaltten nicht imstande.* Dirks Paulun

Wilson - Roosevelt

(Erich Schilling)



„Schade, daß wir nicht mehr 1918 schreiben, damals haben die Deutschen noch an amerikanische Präsidenten geglaubt.“

Morgengang

(Wilhelm Schulz)



Bin nab bei meiner Liebsten gfi —
grau blickt ihr Fenster in der Früh,
dabinter geht sie hin und her . . .
'sorch! Hörst du? Da! Ein Tuschhä-ber

von Baum zu Baum, von Ast zu Ast . . .
Die graue Bank vergönnt mir Raft.
Ein Erdbbeerblate, frisch ausgeschlupft,
ich hab es leis vom Stock gerupft.

. . . Die Wasser fliesen fort und fort . . .
War ich's, der saß am selben Ort?!
der träumend streifte bin am Fluß? . . .
O Wind, komm, trag ihr meinen Gruß,

zum blanken Fenster trag ihn 'nauf,
ist's zu, so rüttle dir es auf,
und sag ihr, Wind, doch sag es auch:

in Blüten steht der Haselstrauch!
— und frag sie, Wind, doch frag es leis,
ob sie von Liebe gar nichts weiß . . .

S. Gardt

Frühling in Werder

(K. Helligenstaedt)



„... wenn du jetzt noch deinen Hausschlüssel vergessen hättest, Lotte, wäre ich selig —“